

zusammen mit den Neuen Sozialen Bewegungen entstanden sind, zu finden ist. So gelten Ihnen soziale Bewegungen als eine wichtige Quelle sozialen Wandels, da sie oft die ersten sind, die neue politische Themen und Ideen artikulieren. Politische Parteien und deren Führer hingegen würden selten die interessantesten Fragen formulieren; Bürokratie würde einsetzen und Politiker sich in Routinen verlieren. Deswegen könnten nur Bewegungen als Außenseiter des politischen Systems die Insider zwingen, neue Bedürfnisse anzuerkennen. Auch sozialer Wandel werde in der Regel von sozialen Bewegungen angestoßen. Während formale Institutionen nur technischen Wandel hervorbringen könnten, etwa Unternehmen, die aufgrund ihrer Profitorientierung mit neuen Maschinen Menschen zu härterer Arbeit zwingen oder Giftmüll neben Schulen lagern würden – so die Beispiele der Herausgeber! – und die großen Bürokratien darüber hinaus ökonomische und politische Stabilität verlangen würden, das heißt für die Herausgeber Kontrolle und Widerstand gegenüber sozialen Veränderungen, seien es die sozialen Bewegungen und die von ihnen zentral mitkonstituierte Zivilgesellschaft, die für soziale Entwicklung sorgen würden (S. 4f.). Aussagen dieser Art geben nicht nur naiv den Blickwinkel der Neuen Sozialen Bewegungen auf politische und ökonomische Institutionen wieder, deren tatsächliche Funktionsweisen in Zukunft noch stärker als bisher durch praxeologische Zugriffe zu erforschen sind und zeichnen ein unwissenschaftliches Bild von Stabilität, sondern unterschlagen auch die Ambivalenzen der sozialen Bewegungen selbst.

Ausgewirkt hat sich dieses Weltbild der Herausgeber aber im Wesentlichen nur auf die beschriebene Schwerpunktsetzung bei der Auswahl der Texte; darüber hinaus sind ihnen kluge, umsichtige Kapiteleinleitungen gelungen sowie ein Textbook, dessen Verwendung im Seminarkontext zu empfehlen ist. Sicherlich würde man es nicht von vorne bis hinten durcharbeiten; den Studierenden ermöglicht es aber einen raschen Einstieg in das Thema und den Lehrenden die Grundlegung eines soliden Materialpools. Bedauerlich ist, dass Ähnliches nicht für den deutschen Sprachraum vorliegt. Ohne die deutsche Tradition der Einheit von Forschung und Lehre in Frage stellen zu wollen, sei doch darauf hingewiesen, dass im Alltag der Massenuniversitäten mit überfüllten Seminaren und Studierenden mit höchst unterschiedlichen Vorkenntnissen solche Lesebücher eine gute gemeinsame Ausgangsbasis bieten können. Zudem ermöglichen sie, neuere Forschungstrends über die Studierenden als Multiplikatoren vergleichsweise zügig in die Breite weiterzugeben.

*Helke Stadtland*

## Eine neue Biographie Karl Radeks

*Jean-François Fayet, Karl Radek (1885–1939). Biographie politique (L'Europe et les Europes 19<sup>e</sup> et 20<sup>e</sup> siècles, Vol. 4), Bern et. al. 2004, 813 S., 77,40 €.*

Karl Radek hat Historiker immer wieder fasziniert. Mit seiner Fähigkeit, sich polyglott in den Kulturräumen und ebenso behende auf dem politischen Terrain zwischen Russland, Polen und Deutschland, auf der Ebene der etablierten Staatsmacht wie der Kommunistischen Internationale, zu bewegen, wurde der jüdische Intellektuelle aus (dem damals öster-

reichischen) Galizien zum Prototyp des kommunistischen Berufsrevolutionärs. Dies gilt insbesondere für Deutschland, dem Land, das sicher am stärksten im Mittelpunkt seines Interesses stand. Dennoch kam die erste umfassende Biographie aus den USA<sup>1</sup>, der aber bald eine Reihe von Arbeiten speziell zu seinen Deutschland-bezogenen Aktivitäten folgten.<sup>2</sup> Die Beschäftigung mit seiner Biographie nahm schließlich sogar eine Wendung ins Romanhafte.<sup>3</sup>

Zweifellos verkörperte er in eindrucklicher Weise den Aufstieg, aber ebenso den sich schon in den dreißiger Jahren durch den Massenterror ausdrückenden Niedergang der kommunistischen Bewegung. Allerdings gehörte zu dem Bild, das sich schon die Zeitgenossen von ihm machten, auch sein Ruf als Intrigant und charakterlicher Unzuverlässigkeit. Wie es der Schweizer Sozialdemokrat Robert Grimm, der mit ihm in der Zimmerwalder Bewegung zusammengearbeitet hatte, mit Zurückhaltung ausdrückte: „Radek, ein sehr versierter Journalist in Kolonialfragen, aber kein überragender Charakter.“<sup>4</sup>

Mussten sich die Arbeiten über ihn zum einen wegen der Anforderung an vielfachen Länder- und Sprachkenntnissen, aber auch wegen der Unzugänglichkeit der sowjetischen Archive, lange darauf beschränken, nur einen Teil seines Lebens zu untersuchen, nämlich aus den mit Deutschland verbundenen Jahren, so hat die (partielle) Öffnung der Archive in Moskau das größte Hindernis für eine Gesamtbioographie beseitigt. Es hat dann aber noch mehrere Jahre gedauert, bis sich in dem Genfer Jean-François Fayet auch jemand fand, der alle nötigen sprachlichen Voraussetzungen mitbrachte. Als Ergebnis seiner mehrjährigen Recherchen nicht nur, aber hauptsächlich in Moskau liegt nun eine umfangreiche Biographie vor, von der man gleich vorweg sagen kann, dass sie alles hat, um zum Standardwerk über Radek zu werden.

Eingeleitet durch kurze Ausführungen über das Schicksal von Radeks persönlichem Archiv – was sich davon heute wo in Moskau wieder findet bzw. was davon möglicherweise in auch heute nicht zugänglichen Archiven liegen könnte – entwickelt der Autor seine Darstellung ganz eng entlang der Chronologie. Obwohl Fayet durchaus seine besonderen Interessen hat, berücksichtigt er in angemessener Weise, was den großen Wert dieser Biographie ausmacht, alle Lebensabschnitte Radeks, in denen dieser bekanntlich in sehr unterschiedlichen politischen Zusammenhängen, von den räumlichen erst gar nicht zu reden, tätig war.

Er beginnt ausführlich mit Radeks – oder genauer: noch Karl Sobelsohns – Jugend in einem „aufgeklärten“ jüdischen Elternhaus. Geboren in Lemberg im Jahre 1885, zog ihn seine Mutter nach dem frühen Tod des Vaters alleine in Tarnow auf. Von frühester Jugend an mit

1 Vgl. Warren Lerner: Radek. The Last Internationalist, Stanford 1970.

2 Z. B. Marie-Luise Goldbach: Karl Radek und die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1918–1923, Bonn-Bad Godesberg 1973; Dietrich Möller: Revolutionär, Intrigant, Diplomat. Karl Radek in Deutschland, Köln 1976.

3 Jochen Steffen/Adalbert Wiemers: Auf zum letzten Verhör. Erkenntnisse des verantwortlichen Hofnarren der Revolution Karl Radek, München 1977; Stephan Heym: Radek. Roman, München 1995.

4 Zit. bei Jules Humbert-Droz: Der Krieg und die Internationale. Die Konferenzen von Zimmerwald und Kienthal, Wien 1964, S. 131.

den Traditionen des polnischen Freiheitskampfes vertraut gemacht, erfolgte seine „politische Sozialisation“ dann an der Universität Krakau. Doch war deutsch die Sprache des Kaiserreichs und stellte damit ein Assimilationsangebot für eine sich entwickelnde jüdische Mittelschicht dar, was Radek ebenfalls seit seiner Kindheit beeinflusste. Diese verschiedenartigen kulturellen Prägungen führten ihn fast schon folgerichtig zur Sozialdemokratie, genauer in die revolutionäre Fraktion um Rosa Luxemburg, die SDKPiL, die dem nationalen Kampf keine große – oder eher sogar vom Klassenkampf ablenkende – Bedeutung gab.

Umfasst dieses erste Kapitel über seine „Lehrjahre“ ca. ein Zehntel des Umfangs und endet mit der Revolution von 1905, seiner verhältnismäßig kurzen Teilnahme und festen Verankerung in der SDKPiL, so ist das nächste fast doppelt so lang. Es ist fast ganz der „Affäre Radek“ gewidmet, die bis zum Kriegsausbruch reichte und sein Bild ebenso prägen sollte, wie dies seine journalistische Brillanz tat, die er sehr schnell, nun fest in Deutschland lebend, in der SPD-Presse zeigte. Radek war nicht nur der scharfsinnige Analytiker des Imperialismus, der quasi in allen Konflikten auf der Welt „zu Hause“ war. Er verstrickte sich in Grabenkämpfe mit seinen engsten Kampfgefährten in der SDKPiL, allen voran mit Rosa Luxemburg, was wiederum auf die SPD zurückschlug, da deren rechter Flügel dies begeistert aufgriff, aber ebenso sein Echo in der russischen Sozialdemokratie aufgrund der vielfachen Doppel- und Über-Kreuz-Mitgliedschaften der verschiedenen Protagonisten fand. Dass das wirklich politisch fundiert war, lässt auch Fayets detaillierte Darstellung bezweifeln. Allerdings folgt er hier z. T. schon seit längerem exploriertem Terrain in den verschiedenen Arbeiten zu Rosa Luxemburg, der SPD oder der SDKPiL. Schade ist, dass der Autor Radeks Imperialismusanalysen, auch im Zusammenhang mit der gesamten Diskussion in der Partei und der Internationale, nicht so intensiv nachgeht.

Durch diese „Affäre“ hatte sich aber auch ein erster Kontakt zu den Bolschewiki ergeben, der nach Kriegsausbruch in Radeks neuem Schweizer Asyl dann den Beitritt ergab. Schnell wurde er zum führenden bolschewistischen Propagandisten auf der internationalen Tribüne. Zuerst in der Zimmerwalder Bewegung, dann aber vor allem, als die Bolschewiki im Jahre 1917 erst zur Massen- und dann zur Staatspartei wurden. Hier ist die besonnene Diskussion Fayets der seit Jahrzehnten umherlaufenden Gerüchte über deren Finanzierung durch die deutsche Regierung, über den Agentenvorwurf, hervorzuheben (S. 210–219). Er analysiert die verschiedenen Versionen und führt die angeblichen Indizien auf ihre reale Bedeutung zurück. Alles weitere bleibt für ihn hypothetisch.<sup>5</sup>

Es war dann die Oktoberrevolution, die Radek zurück nach Deutschland als ihr Abgesandter brachte und die ihm nun, in der Wechselbeziehung zwischen Russland und Deutschland, dem nachzugehen erlaubte, was man etwas pathetisch als seine „eigentliche Bestimmung“ bezeichnen könnte. Das umfasste seine Anteilnahme an der Herausbildung einer kommunistischen Massenpartei ebenso wie seine Auftritte in den Salons der neuen Repu-

5 Dagegen z. B. noch jüngst Gerd Koenen: *Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten 1900–1945*, München 2005, etwa S. 92–97, 119–126, wo es dann immer nur, *faute de mieux*, heißt: „dürfte, scheint ...“ In dieser Arbeit ist ebenfalls Radek, nicht zuletzt mit Blick auf die Jahre der Weimarer Republik, eine der zentralen Personen.

blik, um für ein „Ost-Bündnis“ zwischen den Staaten zu werben, das für ihn zweifellos nur eine Etappe in der Weltrevolution war. Sie hätte das kommunistische Zentrum von Moskau nach Berlin verlegt. Auch hier ist das Terrain nicht gänzlich unbekannt, seine Rolle in diesen ersten Jahren der KPD wie auch zugleich in der Führung der Kommunistischen Internationale, vor allem in der Auseinandersetzung mit dem KPD-Führer Paul Levi und um die Entwicklung der Einheitsfrontpolitik, ist in der bisherigen Literatur durchaus schon gewürdigt worden. Doch gelingt es ihm immer wieder, dem Bild neue Facetten aus seinen reichhaltigen Quellenstudien abzugewinnen. Kritische Anmerkungen lassen sich allerdings zu zwei Punkten machen. Radeks Abneigung gegen die von den Bolschewiki angestrebte Zusammenarbeit mit den Syndikalisten, Schlüssel für die Bildung kommunistischer Massenparteien in Südeuropa, brachte ihn in Konflikte, die hier nur im Zusammenhang mit der „ultralinken“ Abspaltung der KPD, der Kommunistischen Arbeiterpartei (KAP), gestreift werden (S. 351–353). Dabei war er aufgrund seiner Führungsposition in der Komintern im Jahre 1920 ganz allgemein mit der „Gewerkschaftsfrage“ befasst, über die er auf dem zweiten Komintern-Kongress referierte. Dort stieß er die syndikalistischen Vertreter vor den Kopf, ganz im Stil der Vorkriegssozialdemokratie, für die (selbst einschließlich der meisten Linken) Syndikalismus die denkbar größtmögliche ‚Abweichung‘ gewesen war.<sup>6</sup> Zudem gibt es auch eine alternative Deutung seiner Absetzung als Komintern-Sekretär im August 1920 (die jedoch faktisch bedeutungslos bleiben sollte). Fayet führt sie auf die Auseinandersetzung um die KAP zurück. Dagegen vermuteten Branko Lazitch und Milorad Drachkovitch, diese „Abstrafung“ sei wegen seiner kritischen Haltung zum Vormarsch der Roten Armee auf Polen im Sommer 1920 erfolgt.<sup>7</sup>

Den Höhepunkt in Radeks „Deutschland-Mission“ bildete das Jahr 1923 mit der durch die Ruhrbesetzung ausgelösten Krise. Hierbei wird Radeks Name vor allem mit seiner „Schlageter-Rede“ auf der Sitzung des Komintern-Exekutivkomitees im Juni in Verbindung gebracht, die immer wieder für den Versuch, „die KPD im Zeichen des Ruhrkampfes in ein Bündnis mit rechtsradikalen Gruppen zu drängen“, erhalten muss, wie selbst einer der besten Kenner der KPD-Geschichte, Hermann Weber, apodiktisch schreibt.<sup>8</sup> Auch dieses Problem wird von Fayet ausführlich seziert (S. 445–467). Er kommt zu einem wesentlich differenzierteren Bild eines Versuchs der Rekrutierung und der Einflussnahme auf ein Milieu, der aber wenig eingebracht, eher noch dem Bild der Partei geschadet habe, ohne dass jedoch die Partei ihre grundsätzliche Gegnerschaft gegen das rechtsradikale Milieu aufgegeben habe. Viel weniger genau war bisher Radeks Rolle als sowjetischer Chefdelegierter beim Aufstandsversuch der KPD, dem „deutschen Oktober“, bekannt. Hierzu gab es kaum Dokumente, sondern hauptsächlich Memoiren und ähnliches Material. Seit der Archivöffnung im

6 So der Vertreter der revolutionär-syndikalistischen Anti-Kriegsopposition aus Frankreich, Alfred Rosmer (Moskau zu Lenins Zeiten, Frankfurt 1989, S. 78): „Er behandelte dieses schwierige Problem mit der Mentalität eines deutschen Sozialdemokraten, für den die untergeordnete Rolle der Gewerkschaften feststand, worüber zu diskutieren nicht mehr lohnte.“

7 Branko Lazitch/Milorad M. Drachkovitch: Lenin and the Comintern. Vol. 1, Stanford 1972, S. 274.

8 Hermann Weber: Vorwort zu: Deutscher Oktober 1923. Ein Revolutionsplan und sein Scheitern, Berlin 2003, S. 19–34, hier S. 24.

Jahre 1991 wurden sukzessive einzelne Dokumente veröffentlicht und zuletzt eine Dokumentation sowie kürzlich auch eine Monographie, die jedoch für Fayet zu spät kamen.<sup>9</sup> Er hat allerdings einen Gutteil des darin verwandten Materials in den Archiven selbst gesehen, und auch seine Darstellung lässt nicht daran zweifeln, dass Radek gute Gründe hatte, die KPD im Oktober von einem isolierten Losschlagen abzuhalten.

Damit wurde Radek allerdings auch für die „Niederlage“ verantwortlich gemacht. Dies umso mehr, als bereits seit einigen Monaten in der sowjetischen Partei der Kampf zwischen – verkürzt ausgedrückt – der Troika Stalin – Zinov’ev – Kamenev einerseits und Trockij andererseits ausgebrochen war und Radek sich deutlich hinter letzteren gestellt hatte. Die nun folgenden Jahre bis zu seinem Tod während des Stalinschen Terrors machen auch den interessantesten Teil des Buches aus. Denn ihre Details waren noch am wenigsten vor der Archivöffnung bekannt. Mehr als 150 Seiten sind seiner Tätigkeit in der Opposition gewidmet, und weitere hundert den Jahren nach seiner Kapitulation vor Stalin 1929 in dessen Diensten, bis dieser sich seiner entledigte.

In den Reihen der Opposition war es vor allem die Debatte um die sich zwischen 1925 und 1927 entwickelnde zweite chinesische Revolution, bei der er hervortrat. Denn nachdem man ihn Anfang 1924 als „Hauptschuldigen“ für das Desaster in Deutschland gebrandmarkt hatte, war er in die Leitung der in Moskau eingerichteten Sun Yatsen – Universität abgeschooben worden. Was als randständige Institution zur Ausbildung chinesischer Kader gegolten hatte, bekam plötzlich, für die Parteiführung ganz unvorhergesehen, durch die Weltgeschichte Bedeutung, als sich in China 1925 eine revolutionäre Situation entwickelte. Radek warf sich mit der ihm eigenen intellektuellen Energie und Weltläufigkeit auf dieses Problem. Detailliert anhand von bisher nie ausgewerteten internen Korrespondenzen Radeks mit wichtigen Führern der Opposition, allen voran Trockij, kann Fayet zahlreiche neue Aspekte des Oppositionskampfs beschreiben und vor allem ihre internen Auseinandersetzungen, bei denen Radek eine führende – und schwankende – Rolle einnahm. Nachdem er erst „ultralinks“ auf scharfe Abgrenzung bis hin zum Bruch mit der Partei vor allem nach dem Ausschluss und der Verbannung der „Trotzkisten“ Anfang 1928 gedrängt hatte, vollzog er eine Wende im Jahre 1929, als Stalin mit Bucharin und den „Rechten“ brach und, unter „linker“ Rhetorik, den Kurs auf Zwangskollektivierung und überstürzte Industrialisierung einleitete. Radek wurde der prominenteste der „Kapitulanten“, die mit ihrem Schritt fast den Zusammenbruch der Opposition bewirkten, die nun auf einige wenige Tausende in der Verbannung oder in Gefängnissen reduziert war.

Was viele als eine Art Arrangement rechtfertigten, um die Revolution angesichts innerer und äußerer Bedrohungen zu retten, wobei man der Stalinschen Parteiführung nur eine verbale Reverenz erweisen wollte, war allerdings bei Radek ein tief greifender Sinneswandel, eine „reconversion“ (S. 694). Er wusste, was jetzt von ihm verlangt war, wurde Hagiograph Stalins (nachdem er Jahre zuvor Loblieder auf „Trotzki als Organisator des Sieges“ gesungen hatte), schloss sich Stalins berüchtigtem Verdikt gegen die Linke um Rosa Luxemburg an,

9 Die Dokumentation siehe vorige Anmerkung; Harald Jentsch: Die KPD und der „Deutsche Oktober“ 1923, Rostock 2005.

wurde Propagandist des „sozialistischen Realismus“ und gewann ab 1933 das Vertrauen Stalins als außenpolitischer Ratgeber. Für ihn wurde ein eigenes Gremium geschaffen, das formal dem ZK angegliedert war, damit Stalin direkt unterstand, und durch das dieser, neben der offiziellen Außenpolitik durch das Außenkommissariat unter Litvinov, informelle Nebenaußenpolitik betreiben konnte, um möglichst zwei Karten im Spiel zu haben. So explorierte Radek 1933 die Möglichkeit einer Vertiefung der polnisch-sowjetischen Beziehungen, oder traf sich bei einem Besuch des damaligen Königsberger Professors (und späterem Adenauer-Minister) Theodor Oberländer in Moskau mit diesem, weil er dadurch, wohl in einer Fehleinschätzung, einen „back channel“ zur nationalsozialistischen Führung einzurichten hoffte. Radek schrieb so zahlreiche Memoranden, von denen man allerdings vermuten muss, dass sie noch nicht alle zugänglich sind und vieles noch unter Stalins Papieren im Kreml-Archiv liegt. Radek gab auch seinen Namen für die sogenannte Stalinsche Verfassung von 1936, die dessen Herrschaft am Vorabend des großen Terrors pseudodemokratisch verkleidete, hauptsächlich aber wegen jeden Verzichts auf weltrevolutionäre Zielsetzungen ein Signal an das Ausland war, für das Radek – ähnlich wie Bucharin – noch immer der gesuchte sowjetische Repräsentant war. Doch interessanterweise fand Fayet unter den Unterlagen der Verfassungskommission überhaupt keinen Nachweis einer realen Mitarbeit Radeks.

Tatsächlich dürfte ihm schon seit einiger Zeit klar gewesen sein, dass es kein Entrinnen mehr gab. Die Spannungen, unter denen er stand, löste er – so Augenzeugenberichte – auf seine Weise. Hatte er früher fast nie Alkohol angerührt, so wurde er nun ein heftiger Trinker. Doch auch seine öffentliche Unterstützung für den ersten Schauprozess im August 1936 (gegen v. a. Zinó'ev und Kamenev, das „trotskistische Zentrum“) nützte ihm nichts mehr. Einen Monat darauf, am 17. 9. wurde er verhaftet. Dabei ist es müßig, wie Fayet ausführt, einen direkten Anlass dafür zu suchen. Stalin wollte die ganze alte Generation der Bolschewiki ausrotten, und Radek nahm darin einen der prominentesten Plätze ein. Nach relativ kurzer Zeit war er gefügig gemacht worden, um im zweiten Schauprozess im Januar 1937 (gegen ein „paralleles trotskistisches Zentrum“) aufzutreten. Hierzu gibt es zahlreiche Gerüchte, etwa, er selbst habe weitgehend das Drehbuch geschrieben, die alle nicht nachgeprüft werden konnten. Tatsächlich gab er die Stichworte nicht nur für weitere Prozesse (gegen die Rechten, gegen die Militärführung um Marschall Tuchačevskij), sondern auch, was meistens nicht übersehen wird, für die in den nächsten Monaten erfolgende Jagd auf „Trotskisten“ in Spanien. Allerdings bemühte er sich ebenso, wie 1938 Bucharin, in äsopischer Sprache Hinweise auf die wirklichen Zusammenhänge zu geben, offensichtlich im Blick auf seinen Namen in der Geschichte, aber auch gegenüber seiner Familie, die schließlich ebenfalls nicht von der Verfolgung verschont blieb. Zwar ersparte ihm die Mitarbeit die sofortige Todesstrafe. Er verschwand im Gulag, wo er im Mai 1939, sicher nicht ohne Anweisung von oben, von kriminellen Mithäftlingen umgebracht wurde, auch wenn sich lange das Gerücht hielt, er sei verschont worden und würde insgeheim für die Sowjetregierung arbeiten.

Fayet hat damit eine umfassend dokumentierte Biographie vorgelegt, nicht ohne Sympathie für seinen „Helden“, zumindest bis zu der Zeit, wo er mit der Unterwerfung unter Stalin aufhörte, „un homme défendable“ (S. 721) zu sein. Er hat die Lebensbeschreibung umfassend

kontextualisiert, so dass darin zugleich die Entwicklung des Sowjetstaates, von seinen Wurzeln in der Linken der Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg bis hin zur blutigen Abrechnung Stalins mit der alten bolschewistischen Garde, deutlich wird. Wenn Radek offensichtlich in seinen letzten Mitteilungen an seine Familie glaubte, die Revolution könne – in späteren Generationen – deren Folgen überwinden, so sollte er sich bekanntlich irren.

Für die ersten Jahre der Revolution war kaum jemand anders ein besserer Vertreter auf der internationalen Bühne. „Als galizischer Jude, in den sozialistischen Bewegungen Galiziens, Polens, Deutschlands und Russlands zugleich aufgewachsen“, konnte kaum jemand deutlicher ihren internationalistischen Anspruch vertreten. Insgesamt jedoch erwies er sich eher als „Improvisator [denn] als ein Theoretiker“. So sehr sich auch die Historiographie mit ihm auseinandergesetzt hat, so ist das Interesse doch auf sein zeitgenössisches Handeln und nicht zuletzt auf sein publizistisches Wirken als Interpretation der Zeitumstände gerichtet. Eine irgendwie geartete „marxistische Schule“ ging von ihm nicht aus. Mit der nun vorliegenden Arbeit von Jean-François Fayet hat Radek zweifellos seinen Historiker gefunden.

Bedauerlich ist – in Zeiten von Turbo-Hochschulreife und Kurzstudien mit entsprechend zurückgehenden „diversifizierten“ Fremdsprachenkenntnissen –, dass diese Arbeit nur auf Französisch vorliegt. Zweifellos ist es nicht mehr möglich, in den Radek involvierenden Fragen der mittel- und osteuropäischen Geschichte Stellung zu nehmen, ohne darauf zurückzugreifen. Vielleicht finden sich ja doch eine Institution oder ein Verlag, die die hohen Übersetzungskosten für eine deutsche Ausgabe nicht scheuen und damit für einen breiteren Kreis an Interessierten erst zugänglich machen.

*Reiner Tosstorff*

## Zumindest zweieinhalb Arten von Freiheit

*Karsten Petersen, „Ich höre den Ruf nach Freiheit“. Wilhelm Emmanuel Ketteler und die Freiheitsforderungen seiner Zeit. Eine Studie zum Verhältnis von konservativem Katholizismus und Moderne, Paderborn, München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöningh, 2005 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Forschungen, Bd. 105), 404 S., 49,90 €.*

Abseits des Bildes von Ketteler als Vorreiter eines sozialen Katholizismus, das die dauerhafte Prominenz des Mainzer Bischofs begründete, spürt Karsten Petersen dem politischen Denken und Wirken Kettelers nach. Im Wesentlichen beabsichtigt der Verfasser die Entschlüsselung des Freiheitsverständnisses Kettelers und dessen Einordnung in das zeitgenössische politische Umfeld des Bischofs. Dabei reibt Petersen sich vor allem an der älteren Arbeit von Adolf M. Birke, der das Verhältnis Kettelers zum Liberalismus untersuchte.<sup>1</sup> Petersens Buch – ebenso wie die Publikation von Birke in der Veröffentlichungsreihe der Kommission für Zeitgeschichte erschienen – stellt eine Art Nachfolgeband zur Untersuchung Birkes dar und

1 Adolf M. Birke: Bischof Ketteler und der deutsche Liberalismus. Eine Untersuchung über das Verhältnis des liberalen Katholizismus zum bürgerlichen Liberalismus in der Reichsgründungszeit, Mainz 1971.